

BEN COES

**COUP  
D'ÉTAT**

DER STAATSTREICH

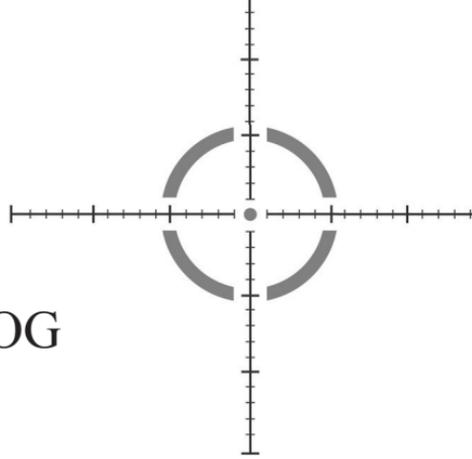
Aus dem Amerikanischen von Claudia Rapp

**FESTA**

Die amerikanische Originalausgabe *Coup d'État*  
erschien 2011 im Verlag St. Martin's Press.  
Copyright © 2011 by Ben Coes

1. Auflage November 2014  
Copyright © dieser Ausgabe 2014 by Festa Verlag, Leipzig  
Lektorat: Alexander Rösch  
Titelbild: Clinton Lofthouse  
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-335-8  
eBook 978-3-86552-336-5



## PROLOG

JINNAH INTERNATIONAL AIRPORT  
KARATSCHI, PAKISTAN  
VOR EINEM JAHR

Jedes weitere Flugzeug, das über dem Jinnah International Airport in Karatschi vom Himmel hinabsank, versetzte die riesige, hinter dem Stacheldraht am Rande der Landebahn versammelte Menschenmenge in noch größere Begeisterung. Die Leute schrien und johlten, so laut sie konnten.

CNN schätzte die Menge auf über 800.000, während der arabische Sender Al Jazeera, der zahlreiche Reporter und Kameraleute vor Ort hatte, von mindestens 1,5 Millionen Schaulustigen ausging.

Sie hatten sich bereits am Vorabend nach Schließung der Wahllokale dort eingefunden. Inzwischen waren bereits mehr als 100 Pakistani an der Hitze gestorben und mehr als ein Dutzend zu Tode getrampelt worden. Jedes landende Flugzeug löste ein entfesseltes, beinahe panisches Gebrüll der Menge aus. Es schien keine Rolle mehr zu spielen, woher der Flieger kam. Die Männer in ihren weißen Thawbs und die Frauen in den schwarzen Burkas, die unter der brütenden Nachmittagssonne ausharrten, wussten, dass früher oder später eins dieser Flugzeuge das eine sein musste. Alle paar Minuten, wenn wieder ein Jet von Air Arabia, Etihad, Iran Air, PIA oder einer anderen Airline zum Landeanflug

ansetzte, fing die Menge erneut an zu schreien und schwenkte provisorische kleine weiße Fahnen mit einem schwarzen Punkt in der Mitte.

Aus dem Azurblau in der Ferne tauchte ein weißer Jet auf.

In dem gecharterten Airbus A321 waren fast alle Sitzreihen leer. In den ersten sechs Reihen saß jeweils ein einziger pakistanischer Mann. Alle sechs gehörten dem Sicherheitsstab an und trugen Militäruniformen. Ihre Automatikwaffen lagen in den Gepäckfächern über ihren Sitzen. Als die Maschine zum Sinkflug ansetzte, rückten die Männer ans Fenster heran, um einen Blick auf die Menge zu erhaschen, von der sie wussten, dass sie dort unten auf sie wartete.

Ein paar Reihen dahinter verteilten sich einige weitere Passagiere. Sie gehörten zum Wahlkampfteam. Zwölf Männer, die meisten im Anzug, einige auch mit Krawatte. Sie unterhielten sich leise oder tippten auf ihren Laptops herum. Einige lasen konzentriert Zeitung.

25 leere Sitzreihen weiter hinten saßen sich zwei Männer in der allerletzten Reihe am Gang gegenüber. Beide trugen den traditionellen arabischen Übermantel, den Bisht. Atta El-Khayab, der Mann auf der linken Seite des Gangs, trug einen dunkelblauen Bisht mit weißen Schmucksäumen. Sein Bart wurde von grauen Fäden durchzogen. Die Augen irrten nervös umher, was in deutlichem Kontrast zum ansteckenden Lächeln im runzligen, gütigen Gesicht stand. Der Mann rechts vom Gang war in einen schlichten weißen Bisht gekleidet. Auf der Brust prangte ein schwarzer Kreis, kaum größer als ein Tennisball – so wie bei den Flaggen, die von den Pakistani am Boden geschwenkt wurden. Auch dieser Mann war bärtig; sein Bart war allerdings völlig weiß. Er wirkte größer als sein Begleiter, seine runzlige, dunkle Haut bedeckten unansehnliche schwarze Muttermale. Die erblindeten Augen verbarg er hinter einer großen Brille mit schwarzen Gläsern. Er lächelte nicht. Dieser Mann war Omar El-Khayab.

»Wir landen bald«, sagte Atta. Er streckte seine Hand über den Gang hinweg aus und tätschelte damit El-Khayabs Handrücken. »Ich habe gehört, dass uns dort viele Menschen erwarten.«

El-Khayab schob seine Rechte auf die Hand seines Bruders und erwiderte die beruhigende Geste. Aber er sagte nichts.

»Es war ein langer Flug, Omar.«

»Sag mir, Atta, wirst du Paris vermissen?«, fragte El-Khayab leise. Er nahm seine Brille ab. Dahinter bot sich ein grotesker Anblick. Die Augäpfel glichen schmutzig-grünen Kugeln, die sich wie Fischeaugen in ihren Höhlen bewegten. Die Haut um die Augen bestand aus grausigem Narbengewebe, obwohl der Unfall, das Feuer, das Omar El-Khayabs Sehfähigkeit für immer zerstört hatte, vor über 60 Jahren gebrannt hatte.

»Ja, das werde ich.« Atta wandte den Blick vom Gesicht seines Bruders ab. Er versuchte sich an einem Lächeln. »Ich werde vor allem das Essen vermissen. Aber ich bin froh, es hinter mir lassen zu können, Imam.«

»Das freut mich zu hören.«

»Wirst du denn Paris vermissen, Omar?«

»Nein.« Er hob die Hand und strich sich über den weißen Bart. »Die Franzosen sind wertloser Abschaum. Aber ich werde die Medrese vermissen. Und die Jungen. Ich werde den Moment vermissen.«

Vor Attas geistigem Auge tauchte ein Bild der Koranschule der Moschee in Paris auf, an der sein Bruder gelehrt hatte.

»Den Moment?«

»Es gibt immer diesen ganz bestimmten Moment«, erklärte El-Khayab. »Den Moment, in dem die Erziehung eines Jungen wirklich beginnt.«

»Was meinst du damit?«

»Es gibt einen Moment, in dem ein Junge den Dschihad zum ersten Mal für sich annimmt. Wenn Allah das Blut

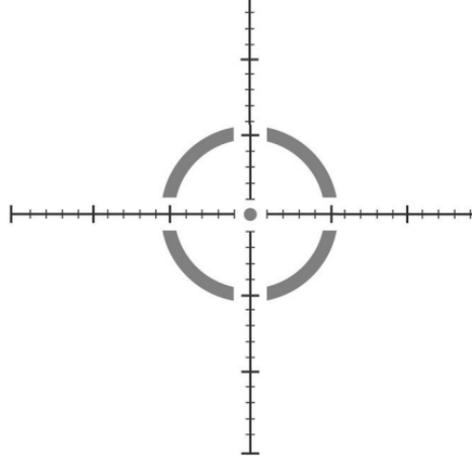
eines Jungen in ein wütendes Fieber verwandelt. Ich kann es natürlich nicht in ihren Augen sehen, aber mit der Zeit habe ich gelernt, es aus ihren Stimmen abzulesen. Wenn das einmal geschehen ist, kann sie nichts mehr zurückholen in ihr altes Leben. Nichts kann sie aufhalten. Dieser Moment ist mein Nirwana. Und deswegen werde ich ihn am meisten vermissen.«

Das Flugzeug vollzog einen Bogen nach links, während man das Rumpeln hören konnte, mit dem das Fahrwerk ausgefahren wurde.

»Aber statt ein paar Hundert Jungen führst du nun eine Nation mit mehr als 200 Millionen Menschen, mein Bruder«, sagte Atta. »Du bist zum *Präsidenten* von Pakistan gewählt worden!«

Nun breitete sich doch ein Lächeln auf El-Khayabs Lippen aus. Er wiegte bedächtig den Kopf und strich sich wieder über den Bart.

»Ja«, sagte er ruhig. »Allahs Wege sind unergründlich, nicht wahr?«



1

HARDWICK'S CAFÉ UND BISTRO  
JAMISON CENTRE  
MACQUARIE, AUSTRALIEN

Josiah Glynn lief mit schnellen Schritten durch das von der Klimaanlage heruntergekühlte Vorstadt-Einkaufszentrum und ließ seinen Blick ruhig über die Läden, Restaurants und Menschen schweifen. Das Jamison Centre war ein Drecksloch. Abseits gelegen, mit langweiligen, heruntergekommenen Geschäften für eine Klientel der unteren Mittelschicht. Halb leere, schummrig beleuchtete Restaurants. Die einzigen Menschen, die in der muffigen, fensterlosen Ladenpassage umherwanderten, waren Rentner, offenbar zu alt, um sich daran zu erinnern, wie ordentliches Essen schmeckte.

Aber genau darum ging es. *Abseits gelegen.*

Glynn spürte, dass sich in seinen Achselhöhlen kalter Schweiß gebildet hatte, aber weniger als erwartet. Auf jeden Fall weniger, als er sich heute Morgen beim Anziehen vorgestellt hatte. Trotz seiner Vorsichtsmaßnahmen fühlte er sich nervös, oder vielleicht ja gerade deswegen. Er atmete tief durch. Er war eine Viertelstunde zu spät, aber das war Absicht.

»Diese Penner können ruhig warten«, flüsterte er sich selbst zu, als er wie ein gelangweilter Kunde an einem

Schuhladen vorbeispazierte. Glynn wusste, dass sein Wagemut nur gespielt war, aber er brauchte diesen Wagemut, dieses Selbstvertrauen, um die nächsten zehn Minuten zu überstehen.

Die Fahrt von der Zoll- und Grenzschutzbehörde bis zum Jamison Centre hatte drei Stunden gedauert. Auf direktem Weg wäre es lediglich eine Viertelstunde gewesen. Aber Glynn hatte sich eine langwierige, umständliche Route über Umgehungsstraßen und durch abseitige Vororte von Canberra ausgesucht. Eine völlig willkürliche Route. Während der gesamten Fahrt blieb sein Blick auf den Rückspiegel geheftet, denn er wollte sichergehen, dass ihm niemand folgte. Soweit er es beurteilen konnte, war ihm das gelungen.

Glynn verantwortete die Qualitätssicherung der E-Commerce-Seite der Zoll- und Grenzschutzbehörde, auf der australische Bürger online eine Verlängerung ihrer Pässe beantragen konnten. Glynn's Aufgabe bestand darin, Server und Datenbanken zu überprüfen und mithilfe zahlreicher Kontrollmechanismen Programmierfehler, ins Leere führende Links, Algorithmen-Anomalien und ähnliche Fehlfunktionen auszumerzen. Weil er seine Arbeitstage in den Eingeweiden der Zolldatenbanken und der IT-Infrastruktur verbrachte, besaß er außerdem unbeschränkten Zugang zu sämtlichen Informationen all jener Menschen, die entweder nach Australien einreisten oder das Land verließen.

Als er auf die Sitzbank direkt vor Hardwick's Café zulief, hörte er das leise Ding-Dong seines iPhones, mit dem es den Empfang einer SMS signalisierte.

*P4 nicht ausgeloggt, wo bist du, jg? MM*

Glynn's Vorgesetzte, Megan McGillicuddy, die nach ihm suchte. Er tippte eine schnelle Antwort:

*Vergessen, bitte für mich abmelden. Bis morgen, sorry!*

Gott, wie er Megan hasste! Wenn alles nach Plan verlief, konnte er in ungefähr zehn Minuten sicher sein, nie mehr

mit dieser aufgedunsenen, zänkischen alten Kuh reden zu müssen.

Er erreichte die leere Bank und setzte sich. Er musterte die Gäste im Hardwick's aufmerksam. Nur Rentner und eine einzelne jüngere Frau mit strähnigen, roten Haaren, die sich einen Burger in den Mund stopfte.

Da bemerkte er einen Mann in der Kassenschlange der Apotheke ein Stück weiter den Gang hinauf, der ihn anstarrte. Weiße Haare, oder war er blond? Ihre Blicke trafen sich. Der Mann bezahlte und schlüpfte durch den schmalen Eingang hinaus. In der linken Hand trug er eine große Einkaufstüte aus Papier. Gelassen schlenderte er durch die Ladenpassage und setzte sich schließlich auf die Bank.

»Mr. Glynn«, sprach der andere ihn an, »ich bin Youssef.«

Aus der Nähe sah Glynn, dass er einen Wuschelkopf mit nachlässig blondierten Haaren und olivfarbene Haut hatte.

»Sie wirken nicht wie ein Araber«, meinte Glynn. »Na ja, Ihre Haut vielleicht schon.«

»Halt's Maul. Es spielt keine Rolle, wie ich aussehe. Du siehst mich eh nie wieder. Hast du die Informationen?«

»Ja, aber können wir darüber reden, wofür ihr die Informationen braucht?«

Ungläubig starrte Youssef Glynn an. Er wagte es, Fragen zu stellen? Seine gelassene, lockere Art wich einem bösen Tonfall.

»Hör auf, Fragen zu stellen«, sagte er langsam und drohend. »Siehst du die beiden Männer, die bei dem Thailänder sitzen? Links von dir, an meiner Schulter vorbei?«

»Ja.«

»Der mit der roten Baseballkappe hält eine Pistole mit Schalldämpfer auf deinen Schädel gerichtet, kannst du die auch erkennen?«

Glynn spähte angestrengt hinüber und erhaschte einen Blick auf den Schalldämpfer, der auf seinen Kopf zielte.

»Also geben Sie mir einfach die Informationen«, fuhr Youssef höflicher fort, aber die Drohung schwang unverkennbar in seiner sanften Stimme mit. »Es wird mir eine Freude sein, Sie dafür zu bezahlen, Mr. Glynn. Das Geld spielt keine Rolle für mich. Aber wenn Sie mir weitere Fragen stellen oder jemals über diese Transaktion sprechen, werden Sie einen schnellen, blutigen Tod sterben. Ich kann nicht garantieren, dass er auch schmerzhaft ausfällt, aber wenn ich Einfluss darauf hätte, würde ich ihn so richtig schmerzhaft gestalten. Es liegt also an Ihnen, ob Sie jetzt und hier sterben oder doch lieber leben und einen Teil dieses hübschen Sümmechens ausgeben, das ich hier vor mir in der verdammten Tüte habe.«

Glynn schnappte nach Luft.

»Es tut mir leid«, murmelte Glynn mit unstemem Blick. »Tut mir sehr leid.«

»Beruhigen Sie sich und händigen Sie mir die Unterlagen aus. Danach werde ich aufstehen und weggehen. Diese Tüte lass ich hier. Darin steckt eine Million hübscher Dollars, auf denen der Name Josiah Glynn steht.«

»Dewey Andreas ist am 12. Februar nach Australien eingereist, also vor fast genau einem Jahr«, sagte Glynn.

»Einreisehafen?«

»Melbourne. Das ist in Victoria, im Süden, an der Küste.«

»Ich weiß, wo zum Teufel das ist, Arschloch. Einreisegrund?«

»Er hat Tourist angekreuzt. Aber er hat das ›bis zum‹-Feld nicht ausgefüllt.«

»Wie meinen Sie das?«

»Er hat nicht angegeben, wann er Australien wieder verlassen wird«, erklärte Glynn. »Und wir haben keinen Beleg für seine Ausreise.«

»Das ist alles? So wertlos wie Hundescheiße.«

»Es gibt noch etwas«, flüsterte Glynn verschwörerisch.

»Nach drei Monaten hat er eine Arbeitserlaubnis im Zollamt von Cairns beantragt.«

»Wo liegt Cairns?«

»Im Norden von Queensland, ganz oben am Great Barrier Reef.«

»Ist das alles?«

»Es gibt noch eine Sache. Auf dem Formular musste er seine Arbeit angeben. Er arbeitet auf einer Station.«

»Was für eine Station?«

»Eine Ranch. Er arbeitet auf einer Ranch.«

»Und der Name dieser Ranch?«

»Den hat er nicht angegeben. Man muss nur die Art der Beschäftigung eintragen.«

Glynn konnte sein Herz wie eine Trommel bollern hören, während seine Handflächen immer schwitziger wurden.

Youssef stand auf und starrte hasserfüllt auf Glynn herab. Wie von Zauberhand schlich sich ein warmes Lächeln auf seine Lippen, das Glynn beinahe dazu brachte, den ganzen Rest zu vergessen.

»Nicht schlecht, Mr. Glynn. Ich glaube, dass ich mein Geld heute sinnvoll investiert habe. Vergessen Sie meine Warnung nicht.« Er machte eine Handbewegung in Richtung des thailändischen Restaurants und hielt sich den Zeigefinger an die Schläfe, als sei er eine Waffe.

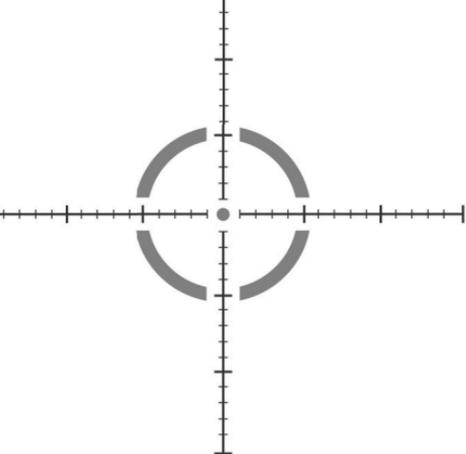
»Ja, natürlich.«

»Viel Glück.« Youssef drehte sich um und entfernte sich von der Bank.

Glynn betrachtete die rot-grüne Papiertüte, die neben ihm auf dem Linoleumboden stand. Er griff nach der Tüte, öffnete sie und starrte auf die Geldbündel hinab.

»Ihnen auch.«

Aber Youssef war bereits verschwunden.



## 2

### SEMBLER STATION COOKTOWN, AUSTRALIEN

Der Hengst wirbelte Staubwolken auf, als er den ausgetrockneten Pfad entlanggaloppierte. Deravelles Muskeln spielten unter seinen breiten Schenkeln und die Linie zwischen Schulterblatt und Hüfte blieb trotz des Gewichts auf seinem Rücken gerade. Ein abgewetzter Ledersattel und darauf ein kräftig gebauter Mann, der sich auf dem sehnigen Rücken des Pferdes nach vorn lehnte. Nach mehr als einer Stunde im Galopp entspannte sich der Reiter ein wenig und straffte die Zügel. Deravelle wurde langsamer. Der Reiter ließ das Tier zu Atem kommen und in langsamen Trab verfallen. Bald schon war das schnelle, schwere Schnauben das einzige Geräusch, das in der weiten Ebene erklang.

Der Reiter zügelte das Pferd und ließ seinen Blick über die Umgebung schweifen. Rundum niedrige Hügel, mit Gras, Stoppelweizen und Zypressen bewachsen. Freier Ausblick, blauer Himmel. Unberührtes Weideland in allen Richtungen. Ein Stacheldrahtzaun wand sich als unstete Linie gen Norden, soweit sein Blick reichte.

Die Nachmittagssonne brannte trocken und teuflisch heiß auf den Mann herunter. Er trug kein Hemd, nur eine dichte Schicht Dreck über der tiefen Bräune. Kräftige Muskeln bedeckten Brust, Oberkörper, Rücken und Arme. Auf dem

rechten Bizeps ließ sich die kleine Tätowierung in der sonnengegerbten Haut kaum erkennen. Ein Blitz von der Größe eines Zehncentstücks, mit schwarzer Tinte gestochen. Die gezackte Narbe auf der linken Schulter dagegen trat deutlich hervor. Sie zog sich wie ein leuchtend rotes Band über das Schulterblatt und sprang einem sofort ins Auge. Die meisten Arbeiter auf der Ranch hielten sie für eine alte Messerwunde, aber keiner von ihnen wusste es genau.

Soweit das Auge reichte, ließen sich keine anderen Menschen blicken. Im Westen hingen ein paar große Quellwolken reglos am hellblauen Himmel, so als ruhten sie sich an dessen Rand ein bisschen aus. Es war fast völlig still, wenn man von Deravelles schnaubendem Ausatmen oder dem leisen Pfeifen absah, mit dem der Wind gelegentlich über die staubige Deckschicht der Ebene fegte. Sembler war die größte Rinderfarm in Queensland – oder ›Station‹, wie man hier in Australien sagte. Über 18.000 Rinder. Hier draußen im nordwestlichen Quadranten der 5100 Hektar großen Ranch konnte der Reiter aber kein einziges Tier entdecken. An heißen Tagen blieb das Vieh weiter unten, wo sich der King River am Südrand von Joe Semblers Grundbesitz entlangschlängelte.

Dewey sah auf den letzten Pfosten des Tages herunter. Fast 19 Uhr. Er saß aufrecht im Sattel, hob den Hut mit der einen Hand und fuhr sich mit der anderen durch die Haare. Ganz schön lang geworden, denn er hatte es seit seiner Ankunft in Australien vor einem Jahr nicht mehr schneiden lassen. Er griff in die Satteltasche und zog ein Bier heraus. Kühler, als man vermutet hätte, denn das dicke Leder schirmte die sengende Hitze ab. Er trank die Flasche leer, ohne abzusetzen, und steckte sie in die Satteltasche zurück.

Als Dewey auf der Sembler Station eingetroffen war, hatten die Temperaturen manchmal Werte um 45 Grad erreicht. Es gab Tage, da glaubte er, die Hitze nicht überleben zu können. Aber er tat es. Dann kamen Herbst und

Winter, und das Wetter in Cooktown wurde angenehm – mit Temperaturen zwischen 15 und 20 Grad und kühlen Nächten. Im Winter legte sich das grüngelbe Gras wie ein Teppich über die gesamte Landschaft.

Als der zweite Sommer begann, befürchtete Dewey erneut, dass die Hitze ihn fertigmachen würde. Aber in diesem Moment fühlte er die tropische Sonne auf dem bloßen Rücken, die beginnende Wärme des Biers in seinem Innern und genoss die völlige Einsamkeit an diesem Ort, an dem er stundenlang keinen anderen Menschen sehen musste. Ihm wurde klar, dass er anfang, diese australischen Sommer zu mögen.

Dewey griff erneut in die Satteltasche und holte ein zweites Bier heraus. Er nahm einen Schluck und ließ zum ersten Mal seit Langem zu, dass sich Gedanken an die Vergangenheit in seinem Kopf breitmachten. Er beäugte seine Narbe. Nach über einem Jahr hatte er sich an den Anblick gewöhnt. Sie war ein Teil von ihm geworden. Wenn die anderen auf der Ranch danach fragten, gab Dewey ihnen keine Antwort. Was hätten sie wohl von der Wahrheit gehalten? Dass die Narbe von einem mit Kevlar ummantelten 8-Millimeter-Geschoss aus einer Kalaschnikow stammte, das ein Terrorist auf ihn abgefeuert hatte, der nach Cali geschickt worden war, um ihn auszuschalten. Dass er im Badezimmer eines schäbigen Motels mit dem Gerber-Kampfmesser die Haut weggeschnitten und anschließend mit seinen eigenen Fingern in die Wunde gegriffen und die Kugel herausgepult hatte. Wie er den Schnitt mit Nadel und Faden aus dem Gepäck eines Handlungsreisenden zugenäht und sich mit entschertem 45er-Colt umgedreht hatte, als der Terrorist die Tür eintrat und ihm mit dem Maschinengewehr gegenüberstand.

Wer hätte diesen schweisgsamen Amerikaner mit den langen Haaren und der gezackten Narbe schon für einen ehemaligen Soldaten gehalten? Wer hätte damit gerechnet, dass er

früher einmal zum First Special Forces Operational Detachment-Delta gehörte – zu den Deltas. Dass er das Gefühl genossen hatte, das ihn an jenem Tag in diesem Motelzimmer in Cali als Nächstes überkam. Das Gefühl, den 45er abzufeuern und damit dem Terroristen den Hinterkopf wegzuschießen und quer über die Zimmerwand zu verteilen.

Er hatte noch genau den Gesichtsausdruck des Terroristen vor Augen, als dieser die Tür eintrat und sich Dewey gegenüber sah, der mit der Waffe in der Hand auf seinen Schädel zielte. Ein Ausdruck totalen Grauens. Ein Ausdruck der Erkenntnis – er begriff glasklar, dass er absolut keine Möglichkeit hatte, seine Uzi rechtzeitig hochzureißen.

Dewey hätte ihn in derselben Sekunde abknallen können, aber er wartete absichtlich noch einen Moment länger, um dem anderen die Gelegenheit zu geben, die furchtbare Wahrheit einsickern zu lassen, dass er verloren hatte und gleich sterben musste.

All diese Erinnerungen kristallisierten sich in Deweys Geist. Eine Flut von Emotionen strömte durch ihn hindurch. Er war nach Australien geflüchtet, um ebendiese Erinnerungen auszulöschen. Kaum zu glauben, dass das schon ein Jahr her war. Nun bestand sein Leben aus Monotonie. Strecken abreiten, schlafen, essen, trinken, Strecken abreiten. Aber er brauchte diese Monotonie, um die Vergangenheit loszuwerden. Gedanken, wie es sich angefühlt hatte, gejagt zu werden.

Dewey schloss langsam die Augen und tauchte bewusst in die Stille ein, sog den Geruch nach Erde und Pferd ein, den Klang des Nichts. Er dachte an seine Zeit in Maine, an die Sommer in Castine, in denen er auf der Farm seines Vaters gearbeitet hatte. Seine Aufgabe hatte darin bestanden, Reihe um endlose Reihe die Tomatenstängel abzuschreiten, mit der Gartenschere in der Hand, und alle gelben oder braunen Blätter abzuschneiden. So viele Reihen, so viele Stunden unzähliger Schritte in jenen Sommern. Es war stets der

Gedanke an den Ozean gewesen, der ihn bei der Stange gehalten hatte. Der Gedanke, dass er am Ende des Tages mit seinem Bruder Jack um die Wette rennen konnte, weg von der Farm, anderthalb Meilen die Wadsworth Cove Road hinunter, durch das Städtchen und zum Dock, wo sie schließlich ins kalte Wasser sprangen, um den Schweiß des Tages abzuwaschen. Danach ging es heim zum Abendessen. Er nahm noch ein paar Schlucke von seinem Bier, streckte die Hand aus und rieb den weichen, nassen Hals des schwarzen Hengstes.

»So ist es brav, Deravelle. Es ist fast Zeit.«

Deravelle drehte den Kopf nach links. Deweys Blick folgte dem des Hengstes.

Auf der anderen Seite des Stacheldrahtzauns erstreckte sich eine weite Ebene. Er sah sich mit zusammengekniffenen Augen um und spähte über das weite Land, aber er sah nichts, verstaute die leere Bierflasche in der Satteltasche und wollte sich gerade auf den Rückweg zu den Stallungen machen. Ein letztes Mal schaute er nach hinten. Ganz weit entfernt nahm er eine Bewegung wahr. Er wartete und starrte weiter in diese Richtung. Als Erstes zeichnete sich eine Staubwolke ab. Einige Minuten später wich sie dem Umriss eines Pferdes, das auf ihn zugaloppierte.

Deravelle spitzte die Ohren und tänzelte auf der Stelle, aber Dewey beruhigte den Hengst mit einem festen Klopfen auf den Widerrist. Das andere Pferd galoppierte über die Ebene, und als es sich näherte, konnte Dewey erkennen, dass es sich um ein fast ganz weißes Tier handelte. Der schmale Körperbau wies auf eine Stute hin. Abgesehen von ein paar schwarzen Sprenkeln trug sie einen leeren Sattel auf dem Rücken.

Er stieg ab und trat durch den Stacheldraht auf die andere Seite, dem schnell näher kommenden Pferd entgegen. Dewey schwenkte die hoch erhobenen Hände, damit das Tier nicht blindlings in den Zaun rannte.

»Brrr, na komm, halt an!«, rief er, als das Pferd ihn fast erreicht hatte. Es hielt auf ihn zu und blieb wenige Schritte vor ihm stehen. Ein kräftiges Pferd, ein Springpferd mit weißem Kopf und schwarzen Flecken im Fell. Zutraulich kam es in seine Richtung getrottet. Er streckte die Hände nach den Zügeln aus, die vom Hals der Stute herunterhingen. Er hatte sie.

»Hey, meine Schöne. Ist ja gut. Ganz ruhig.«

Er ließ die Stute an seinen Händen riechen und strich ihr mit der Rechten am Hals entlang. Warm und triefnass vor Schweiß.

»Du bist ja eine Hübsche. Was zum Teufel machst du denn hier draußen?!«

Er sah sich den Sattel genauer an. Nur wenig abgenutzt, mit einem einzelnen, abgewetzten H aus Messing vorne. Unter dem hinteren Rand trug das Leder eine Prägung: *Hermès – Paris*.

Deravelle stand am Zaun. Hinter ihm verfärbte sich der Himmel langsam grau, als der Abend hereinbrach.

Das Pferd gehörte wohl jemandem von Chasvur, der benachbarten Station. Vermutlich war sie weggerannt oder bei einem Ausritt ausgebüxt. Irgendwo wanderte jemand ohne Pferd herum. Er streichelte die Stute. Es handelte sich gewiss nicht um das Pferd eines Rancharbeiters, so viel stand fest. Der Sattel verriet es, aber auch das Pferd selbst wirkte edel und kostbar. Keine Narbe, kein Makel, nicht mal die typischen Abnutzungerscheinungen, die mit der Arbeit einhergingen. Ein Freizeitpferd. Ein Damenpferd.

Dewey nahm eine Drahtschere aus dem Gürtel und kappte den Stacheldraht nahe dem Pfosten. Den losen Draht wickelte er um den Holzpfeiler und bugsierte die Stute durch das Loch in der Zaunreihe. Den untersten Draht hatte er nicht durchgeschnitten, denn jedes Pferd konnte leicht darübersteigen. Mit den Zügeln der Stute in der Hand stieg er auf Deravelles Rücken. 19:35 Uhr, verriet ihm ein Blick

aufs Handgelenk. Im Osten hatte der Himmel eine purpurn schimmernde Färbung angenommen. Die Nacht brach an. Wenn jemand von der Stute gestürzt war oder das Pferd hatte laufen lassen, reichte die Zeit nicht mehr, um zurück nach Sembler zu reiten und in Chasvur Bescheid zu sagen. Wer auch immer sich jetzt da draußen befand, musste die Nacht wohl oder übel unter freiem Himmel verbringen.

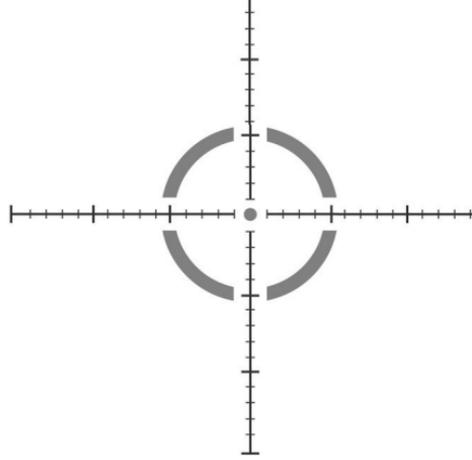
Für Dewey war eine Nacht mitten im endlosen Nirgendwo von Queensland keine Katastrophe, aber für jemand anderen möglicherweise schon. Besonders für eine Frau oder, schlimmer noch, ein Mädchen. Vielleicht war sie verletzt. Vielleicht war das Pferd gestiegen und die Reiterin aus dem Sattel geworfen worden. Hinter ihm rumpelte es am Himmel. Ferner Donner. Dewey drehte sich im Sattel um und bemerkte, dass die Schwärze nicht allein der kommenden Nacht geschuldet war. Eine schwarze Wolkendecke breitete sich am immer dunkler werdenden Abendhimmel aus. Er lächelte und wiegte den Kopf hin und her.

»Das könnte interessant werden.« Er sah zuerst Deravelle und dann die Stute an, als ob sie ihn verstehen konnten. Er fand sein Hemd in der Satteltasche und streifte es über den Kopf.

Dewey trat Deravelle leicht in die Seiten und der Hengst stieg über den Stacheldraht hinweg, das fremde Pferd hinterher. Bald trabten sie in Richtung Westen, folgten der Spur aus zertrampeltem Wildgras, welche die Stute auf dem Hinweg hinterlassen hatte. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne beleuchteten Dewey auf der Suche nach der Reiterin, bevor sich die schwarzen Sturmwolken über ihren Köpfen entleerten.

Als der erste Regentropfen auf Deweys linken Arm platschte, lächelte er, wie nur ein ehemaliger Delta lächeln konnte – oder ein abenteuerlustiger Farmjunge aus Castine, Maine.

»Ihr beide habt doch nichts dagegen, ein bisschen nass zu werden, oder?«



## IMAN KHOMEINI INTERNATIONAL AIRPORT TEHERAN, IRAN

Der weiße Maybach Landulet raste über den Asphalt von Teherans Khomeini Airport und rauschte hinter einer langen Reihe parkender Passagiermaschinen von Chartergesellschaften vorbei. In gewisser Weise schien die Luxuskarosse hier fehl am Platz zu sein. Eine glänzend weiße, millionenschwere Limousine zwischen lauter Verpflegungscontainern, Flughafentransportern, Tanklastern, Gepäckwagen, Militärfahrzeugen und ein paar verstreuten Polizeiautos. Aber sie war da und fuhr unbehelligt über das Rollfeld, denn die Flughafensicherheit hatte den Befehl erhalten, die Limousine während der drei Tage in Teheran weder anzuhalten noch die Insassen zu stören.

Das Heckfenster des Maybach gab einen weiten Blick auf den Himmel frei. Das schulterlange schwarzgraue Haar Aswan Fortunas wurde vom Wind zerzaust. Trotz seiner 75 Jahre wirkte Fortuna jung. Mit seinen fein ziselierten Gesichtszügen hätte man ihn ohne Weiteres für einen alternden Filmstar halten können. Auch seine teure Kleidung und die dunkle Tom-Ford-Sonnenbrille hätten besser nach Cannes gepasst als nach Teheran. Neben ihm saß eine atemberaubende Schönheit in einem ärmellosen, hellblauen Sommerkleid. Candela war gerade 23 Jahre alt und sah wie

ein Model aus. Ihr rabenschwarzes Haar umwehte eine teure, perfekt sitzende Prada-Sonnenbrille und makellose, hellbraune Haut.

Die Limousine bog in einen lang gestreckten, privaten Hangar ein, der vom Hauptterminal durch fast einen Kilometer Rollbahn getrennt wurde. Im Inneren parkte eine silbern glänzende Gulfstream G500. Aswan und Candela stiegen aus dem Maybach und die Stufen der Gulfstream hinauf.

Im Flugzeug fühlte man sich wie in einer Hotelsuite des Vier Jahreszeiten, lediglich mit niedrigeren Decken. Es gab dicke, weiße Komfortsessel, einen großen Plasmabildschirm an der rückwärtigen Wand und zwei rote Ledersofas, die sich als Spezialanfertigung in die Konturen des Flugzeugs schmiegt. Hinten führte eine schmale Mahagonitür in die perfekt ausgestattete Küche, hinter der sich wiederum eine Schlafkabine mit Bad en suite befand.

»Hallo, meine Damen und Herren.«

Der Mann, der diese Worte gesprochen hatte, saß friedlich auf einem der beiden roten Ledersofas. Er trug einen grauen Anzug, einen Schnurrbart und einen Helm aus schwarzem Haar, das wie eine Schüssel auf seinem übergroßen Kopf saß. Er war übergewichtig und sein Körper drückte überall gegen die Nähte seines Anzugs, der mindestens zwei Nummern zu klein wirkte. Khalid El-Jaqonda sah nicht aus, als passe er in das 75 Millionen Dollar teure Flugzeug.

»Aswan«, begrüßte El-Jaqonda sein Gegenüber nochmals, stand auf und trat mit ausgestreckter Hand auf ihn zu.

»Danke, dass du gekommen bist«, antwortete Fortuna und schüttelte ihm die Hand.

»Selbstverständlich.« El-Jaqonda lachte herzlich. »Wenn du sagst: ›Spring!‹, dann frage ich: ›Wie weit?‹«

»Ich weiß, dass der Gipfel noch nicht erreicht ist«, meinte Fortuna, »aber ich muss mit dir über eine Sache sprechen, bevor wir nach Broumana zurückkehren.«

»Fräulein Candela«, wandte sich El-Jaqonda an die junge Frau, »ich hoffe, Sie haben Ihren Aufenthalt genossen?«

Candela lächelte. »Wenn ich nie mehr nach Teheran zurückkehren muss, ist das immer noch zu bald.«

Fortuna wandte sich an Candela: »Gib uns eine Minute, in Ordnung?«

»Natürlich.« Sie öffnete die dunkle Mahagonitür im hinteren Bereich des Privatjets und verschwand.

Fortuna nahm gegenüber von El-Jaqonda auf dem zweiten Sofa Platz.

»Möchtest du etwas trinken, Khalid?«

»Nein, danke.«

»Wann kehrst du nach Islamabad zurück?«

»Morgen. Präsident Iqbar gibt heute Abend im Sa'dabad-Palast ein Bankett für die gesamte pakistanische Delegation.«

»Präsident El-Khayab ist bei Weitem der Klügere und Gewandtere der beiden Führer, deutlich stärker als Präsident Iqbar«, befand Fortuna. »Du hattest recht damit, El-Khayab zu einer Kandidatur zu ermutigen.«

»Ohne deine finanzielle Unterstützung wäre er heute nicht Präsident von Pakistan.«

»Ich hoffe, ich habe mein Geld gut angelegt.«

»Du *hoffst*? Was meinst du damit?«

»Darüber wollte ich mit dir sprechen.«

»Warst du von den Treffen mit den beiden Führern denn nicht beeindruckt, Aswan? Ich habe mir solche Mühe gegeben, sie zustande zu bringen.«

»Der Präsident des Iran hat sich als Idiot entpuppt«, sagte Fortuna. »Er machte die ganze Zeit nur Witze. Begreift er denn nicht, welche historische Gelegenheit sich uns hier bietet? Zum ersten Mal sitzen Islamisten an der Spitze zweier der größten Nationen des Nahen Ostens. Die eine verfügt über Öl, die andere über Nuklearwaffen. Nichts

sollte uns jetzt mehr aufhalten können. Aber beide unternehmen einfach gar nichts.«

»Gar nichts?«

»Iqbar gefällt sich als Witzbold«, berichtete Fortuna. »Beim Abendessen gestern erzählte er einen Witz nach dem anderen, und kein einziger davon war komisch.«

»Ich kenne Präsident Iqbar«, widersprach El-Jaonda. »Ich versichere dir, dass es ihm ebenso ernst wie Omar El-Khayab ist, den Einfluss des Islam zu erweitern.«

»Und dann?«, fragte Fortuna. »El-Khayab scheint ebenso zufrieden damit, die Hände in den Schoß zu legen. Seit seiner Wahl hat er lediglich Reden geschwungen. Wenn man aus den letzten zwei Jahrzehnten eine Lehre ziehen konnte, dann die, dass der Islam auf dem Fluss des Dschihad in die Welt getragen wird. Gewalt ist ein notwendiges Mittel, um das zu erreichen. Aber in den zwei Tagen und all den Treffen ging es nicht ein einziges Mal um Aktivitäten, die auf die Zerstörung Israels und Amerikas ausgelegt sind. Wie steht es um Indien, Khalid? Deine verhassten Nachbarn, die Hindus? Nicht ein einziges Mal haben Omar El-Khayab und Mahmoud Iqbar – oder auch nur einer ihrer Minister – erwähnt, dass wir unsere Feinde auslöschen müssen. *Wozu war das dann alles gut?*«

»Iran und Pakistan haben zugestimmt, Gelder bereitzustellen, um Lashkar-e-Taiba nach Indien einzuschleusen.«

»Um ein paar Gebäude in Neu-Delhi in die Luft zu jagen?«, fragte Fortuna verächtlich. »Ist das alles, wonach wir trachten? Wir haben zwei gewählte Präsidenten bedeutender Länder! Und uns fällt nicht mehr ein, als ein paar Gebäude und ein paar Züge in Mumbai hochzujagen? Mir scheint, ich habe mein Geld verschleudert.«

»Es war ganz sicher nicht umsonst, Aswan.«

»Warum habe ich dann 25 Millionen Dollar ausgegeben, damit Omar Khayab gewählt wird, wenn er nichts weiter tut als dazusitzen? Wenn er in Frieden lebt und keine Wellen

schlägt? Es ist Zeit, anzugreifen, Khalid! Es ist Zeit, dass wir ein paar von den Waffen benutzen, die wir nun ganz rechtmäßig besitzen!«

»Alles zu seiner Zeit.« El-Jaqondas Stimme klang beschwichtigend. »El-Khayab ist erst seit einem Jahr Präsident. Außerdem müssen wir annehmen, dass man uns abhört, trotz der Vorsichtsmaßnahmen der iranischen Sicherheitsleute. Deswegen müssen wir vorsichtig sein, welche Gedanken wir aussprechen, selbst hier.« El-Jaqonda ließ seinen Blick durch die Kabine des Jets wandern.

»Hier nicht«, antwortete Fortuna mit einem Kopfschütteln. »Modernste Technik. Hier kann uns keiner hören.«

»Ja, natürlich.«

»Ich werde alt, Khalid«, sagte Fortuna und lehnte sich auf dem Sofa zurück. »Ich bin letzte Woche 75 geworden. Ich habe bereits das Leben eines Sohnes für den Dschihad geben müssen. Die Familie Fortuna hat buchstäblich Hunderte Millionen von Dollars in den Niedergang der Vereinigten Staaten und des Westens investiert. Wieso bin ich der Einzige, der es nicht mehr erwarten kann, diesen Kampf endlich auf die nächste Stufe zu heben?«

»Und was erwartest du von uns?« fragte El-Jaqonda.

»*Dass ihr kämpft!*«, rief Fortuna und schlug mit der Faust auf die Armlehne des Sofas. »Werft eine der über 100 Atombomben aus Pakistans Arsenal ab – sei es über Israel oder Indien – oder gebt wenigstens jemandem eine Bombe, der bereit dazu ist, sie zu benutzen!«

»Es tut mir leid, dass du enttäuscht bist«, sagte El-Jaqonda. »Aber das braucht seine Zeit. Glaub mir, wenn ich dir sage, dass Präsident El-Khayab sich ebenso wie du der Zerstörung unserer Feinde verschrieben hat. Erst heute Morgen hat Pakistan zugestimmt, Teheran 5000 Zentrifugen zu verkaufen.«

»Zentrifugen, und weiter? Warum gebt ihr dem Iran nicht einfach ein oder zwei Dutzend komplette Bomben?«

»Omar El-Khayab ist kein Terrorist, und wenn du geglaubt

hast, dass du einen Terroristen bekommst, dann hast du dich geirrt. Aswan, er ist ein Islamist mit der Bereitschaft, Gewalt einzusetzen, um die Lehren Allahs zu verbreiten. Das ist nicht das Gleiche wie ein Terrorist zu sein. Und ich bin der Meinung, dass er hundertmal mehr Macht hat, denn das Volk Pakistans steht hinter ihm. Er ist kein gewöhnlicher Irrer, der Selbstmordattentäter in irgendwelche Pizzerien von Jerusalem schickt. El-Khayab ist Gold wert, denn er meint es ernst. Ich habe ihn predigen hören. Ich habe noch nie jemanden erlebt, der die Leute so gekonnt aufwiegeln kann wie er.«

»Aber ist er auch ein Kämpfer?«

»El-Khayab glaubt an die *Umma*, die Gemeinschaft der Muslime. Er glaubt, dass die Welt eines Tages zwischen China und dem Islam aufgeteilt sein wird und der Islam am Ende als Kalifat triumphiert. Gib uns Zeit. Es ist ein großes Schachspiel. Die Gelegenheit wird kommen.«

»Du musst die Gelegenheit schaffen«, widersprach Fortuna. »Du und Osama Khan, ihr müsst die Gelegenheit schaffen und dann müsst ihr El-Khayab überzeugen.«

El-Jaqonda lächelte und stand auf.

»Du hast mir diese Möglichkeit geschenkt«, sagte er. »Du hast Khan gedrängt, mich zu seinem Stellvertreter zu machen, und das werde ich nicht vergessen. Ich werde dich nicht enttäuschen, Aswan. Ich habe gedacht, dass es dich glücklich macht, wenn du bei den Gipfelgesprächen dabei sein kannst.«

Fortuna unterdrückte seinen Ärger und rang sich ein Lächeln ab. Er stand auf.

»Ich *bin* glücklich.« Er streckte beide Hände aus und nahm El-Jaqondas in seine. »Es war eine Ehre, daran teilhaben zu dürfen, Khalid. Ich weiß, dass das ohne dich niemals geschehen wäre.«

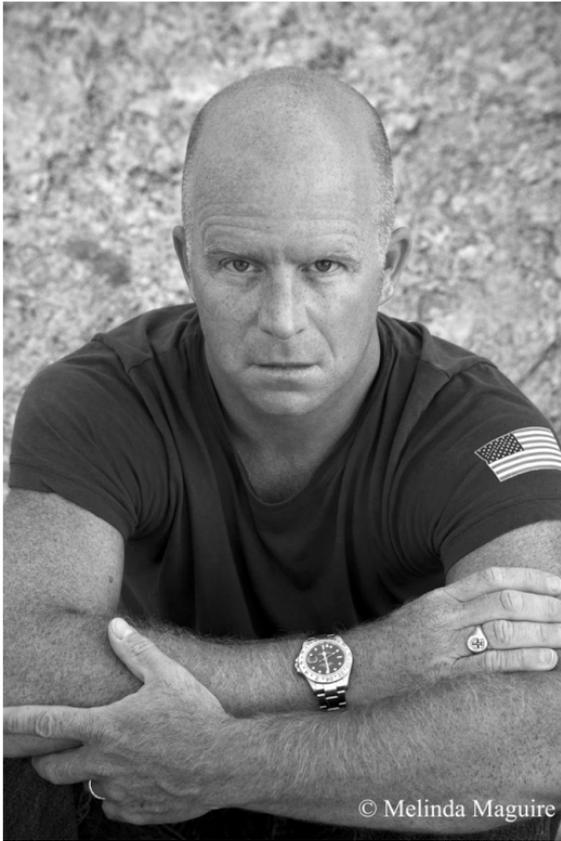
Er umarmte sein Gegenüber und sagte: »Du bist ein guter Freund, Khalid.«

»Ich danke dir, aber es war mir natürlich ein Vergnügen, dich als Gast zu haben. Vielleicht können wir uns das nächste Mal an einem Ort treffen, der Fräulein Candela ebenfalls mehr zusagt, in Ordnung?«

Fortuna lächelte.

»Es ist kaum zu fassen, dass wir es von geheimen Zusammenkünften in irgendwelchen Kellern zu Gipfeltreffen in Präsidentenpalästen geschafft haben. Ich bin bloß ... ungeduldig, Khalid. Das ist alles. Ich will nicht nur Zeuge des Siegeszugs des Islam sein. Ich will unmittelbar daran beteiligt sein.«

»Du bist doch schon ein Teil davon. Hab Geduld. Die Gelegenheit, auf die wir alle schon so lange warten, ist in greifbarer Nähe.«



[www.bencoes.com](http://www.bencoes.com)

Der amerikanische Bestsellerautor Ben Coes begann seine Karriere im öffentlichen Dienst, arbeitete im Weißen Haus unter den Präsidenten Ronald Reagan und George Bush. Später schrieb er u. a. Reden für den texanischen Öl-Milliardär T. Boone Pickens. Ben lebt heute in Boston mit seiner Frau und vier Kindern.

Ben Coes bei FESTA: *Power Down – Zielscheibe USA, Coup d'État – Der Staatsstreich*